

# Illustrierte Zeitung für Kleine Leute!



Gesellschaft!



## Die lustige Jungfer Salome.

Von Annette Wedig.

(Schluß.)



Das Schloß war ganz versteckt in den dichten Baumzweigen und Blättern, und Helene konnte unten am Stamm der Eiche ihr falsches Ich in tiefem Schlafe liegen sehen.

„Hier finden wir endlich das arme Kind,“ hörte sie den Dunkel sagen, und gleich darauf sah sie, wie dieser sich herabbeugte und die falsche Helene zärtlich in seine Arme nahm.

„Dunkel Hochstein, ich bin ja hier!“ schrie Helene auf. Amalie zerrte sie ärgerlich vom Fenster weg, und sie hörte noch den Dunkel sagen:

„Die arme Kleine phantasirt, sie hat sich eine böse Krankheit in der kühlen Nachtlust zugezogen.“

„So, nun ist sie unrettbar in unserer Gewalt,“ sagte Amalie befriedigt, „und da ich ihr persönliches Eigenthum war, so sehe ich sie nun auch als mein besonderes Eigenthum an.“

„Hoho, da habe ich doch auch ein Wort mitzureden, sonst behältst Du sie für Dich allein!“ schrie der Kobold ärgerlich.

In dem Augenblick wurde die Thür aufgerissen und Salome stürzte athemlos herein; sie stutzte einen Augenblick, als sie Helene in Thränen und nur halb bekleidet auf der Diele sitzen sah, aber sie faßte sich schnell.

„Dein Dunkel ist hier Dich zu holen, Helene, ich suche Dich schon eine Viertelstunde im ganzen Schloß, komm schnell mit mir!“ rief sie, Helenens Hand ergreifend.

Diese sprang rasch und freudig auf; aber die Andern drängten sie zurück.

„Herr von Hochstein hat seine Richte schon gesunken und sie mit nach Hause genommen, diese hier ist eine Puppe so gut wie wir,“ erklärte Amalie vortretend.

Salome stand eine Minute starr vor Schrecken, dann rief sie in schmerzlichem Tone:

„Ah, ich verstehe — o Helene, warum hast Du meine Warnung unbeachtet gelassen, hier kann ich Dir nicht helfen!“

Helenens letzte Hoffnung schwand, als sie

diese Worte hörte, sie brach von Neuem in heftiges Weinen aus.

„Was gedenkt Ihr mit ihr anzufangen?“ fragte Salome beklommen.

„Ein Jeder von uns wird sie gerade so behandeln, wie sie uns gethan hat!“ riefen Alle im Chor.

„Das heißt Ihr wollt sie umbringen, denn das wißt Ihr doch recht gut, daß ein Menschenkind nicht dasselbe aushält wie wir,“ fuhr Salome fort.

Alle schwiegen und warfen nur finstere Blicke auf Helene.

„Was wird aber der Meister dazu sagen?“ fragte Salome weiter.

„Zum Glück, was geht denn Dich das Alles an!“ fuhr jetzt Amalie auf, „der Meister wird natürlich nie von Helenens Hiersein hören, wenn Du nicht etwa plaudern willst.“

Salome fuhr, ohne auf diese Unterbrechung zu achten, unbeirrt in ihrer Rede fort:

„So wie der Meister die falsche Helene sieht, weiß er Alles, ohne daß ihm Jemand ein Wort von dem, was hier geschehen, zu verrathen braucht und ich würde mit Euch gestraft werden, weil ich sie hierher gebracht. Ueberdem bin ich ihr wirklich dankbar für die kurze Freiheit, die wir jetzt genießen, und ich dachte, das könntet Ihr auch berücksichtigen; hätte sie nicht jene geheimnißvolle Feder berührt, könnte Niemand von uns sich aus der uns vom Meister angewiesenen Stelle bewegen.“

„Daran hat sie allerdings großen Verdienst!“ wandte der Kobold spöttisch ein.

Die Andern aber riefen:

„Das mag nun sein wie es will, Recht hat Salome, und der Genuß, den uns die Rache gewährt, könnte uns theuer zu stehen kommen.“

„Aber gestraft muß sie werden,“ sagte der Kobold.

„Ja, bestraft soll sie werden,“ bestätigten die Andern.

Helene war mit Spannung diesem Gespräch gefolgt, jetzt sank ihre Hoffnung auf Befreiung wieder.



„Nun dann thut Eurem Durst nach Rache Genüge; aber straft sie so, daß sie dadurch keinen Schaden an ihrem Leibe davonträgt,“ rief Salome.

„Ja, sie soll hier etwas ihr recht Unangenehmes thun, damit können wir sie plagen, wie sie uns geplagt hat; Amalie, Du bist am meisten mit ihr in Berührung gekommen, Du weißt was sie ungern thut,“ rief jetzt einer von Helenens Feinden.

„Das ist auch wahr, sie soll hier fleißig sein, sie hat nicht die geringste Lust zum Nähen, sie soll hier sich die Kleider wieder nähen, die wir ihr genommen haben,“ schlug Amalie mit triumphirender Miene vor.

Hiermit waren denn auch die Andern einverstanden, es wurde schleunigst Zeug herbeigeschafft, der noch vor Aufregung zitternden Helene eine Nähnaßel, Fingerhut und Garn in die Hand gedrückt und ihr streng anbefohlen, ihre Arbeit in möglichst kurzer Zeit fertig zu schaffen, während sie abwechselnd von ihren Feinden bewacht wurde.

„Es hängt jetzt ganz von Dir ab, Deine Freiheit in längerer oder kürzerer Zeit zu erhalten, sobald die Kleider fertig sind, kannst Du zu den Deinen zurückkehren. Aber hüte Dich wohl und gib Dir Mühe eine gute Naht zu nähen, sonst schneiden wir das Zeug in Stücke, Dein Ebenbild, was jetzt krank im Bett liegt, thut als sei es gestorben und Du bleibst hier als Puppe, die zum nächsten Weihnachtsfest verschenkt wird an ein ebenso böses Mädchen, wie Du bist.“

Solche und ähnliche Drohreden mußte die arme Helene beständig hören, während sie eifrig bei ihrer Näharbeit saß; sie hätte es früher nie geglaubt, daß sie dieselbe mit solcher Freude zur Hand nehmen würde als jetzt, nun sie ihr die Aussicht auf Befreiung bot. Zwar stach sie sich, in ihrem Eifer recht schnell zu nähen, oft in die Finger, besonders anfangs; aber je länger sie arbeitete, desto leichter und schneller ging es ihr von der Hand, und sie erstaunte nicht wenig, als sie gewahr wurde, daß ihr die früher so verhaßte Arbeit jetzt wirklich Freude machte, war aber klug genug sich dies nicht merken zu lassen.

Schon nach drei Tagen waren ihre Kleider zum großen Aerger ihrer Feinde sauber und

nett fertig genäht, und Helene fühlte sich ordentlich stolz, als sie dieselben anlegte.

„Sie hatte aber noch einen Strohhut auf, der gehört zum Anzug, den muß sie auch machen!“ schrie der Kobold.

„Ja wohl, wir lassen sie nicht fort, der Strohhut muß auch noch angefertigt werden!“ stimmten die Andern bei.

„Aber habt doch Erbarmen, das verstehe ich ja gar nicht,“ klagte Helene verzweiflungsvoll.

„Hattest Du je Erbarmen mit uns? nein — der Strohhut wird gemacht, Du kommst nicht eher fort,“ sagte Amalie, indem sie einige Stücken gewöhnliches Stroh vor das arme geplagte Kind legte.

Da kam als Retterin in der Noth Salome athemlos hereingestürzt.

„Der Meister kommt, ich habe ihn in der Ferne gesehen!“ rief sie den Andern zu.

Diese Worte verbreiteten allgemeinen Schrecken, Alles lief unruhig, wie in gespannter Erwartung der Dinge die da kommen sollten, hin und her.

„Folge mir,“ sagte Salome jetzt, Helenens Hand ergreifend, „ich habe Dich hierher gebracht, ich Sorge nun auch, daß Du wieder fortkommst.“

Schnell stieg sie eine steile Wendeltreppe empor; Helene kletterte athemlos hinterher, bis sie auf der Zinne eines Thurmes standen, und Helene bemerkte gerade noch, daß ein Mann in einem braunen Rock, der einen grauen Filzhut auf dem Kopfe trug, durch den Wald daher geschritten kam, als Salome ihr plötzlich einen Stoß gab, der sie von oben herunterstürzte. Sie fiel mit einem lauten Angstschrei immer tiefer und tiefer bis — — sie sich auf einmal in ihrem Bettchen liegend fand.

Noch kaum wissend, ob sie wache oder träume, richtete Helene sich empor; nein, es war kein Traum, sie befand sich in dem hübschen wohlbekannten Zimmer, welches die Tante ihren beiden Nichten eingeräumt hatte. Auf einem nahen Tische stand eine große Medizinflasche, es war klar, sie hatte soeben mit ihrem falschen Ich getauscht. Da sie, wie wir wissen, völlig angekleidet war, so schlüpfte sie schnell aus dem Bett an der alten Haushälterin vorüber, die in einem Lehnstuhl sitzend, fest eingeschlafen war,



und eilte in das Wohnzimmer, wo sie die Stimmen der Tante und Geschwister hörte.

Wer beschreibt das allgemeine Staunen, als Helene mit den Worten: „Liebe Tante Brigitte verzeihe, bitte sei mir nicht böse,“ der Tante um den Hals flog.

Die todtkranke Helene, welche drei Tage lang, ohne zu sprechen, theilnahmlos und schwerathmend zu Bett gelegen hatte, stand auf einmal gesund, wenn auch noch etwas bleich und angegriffen vor ihnen!

Das Fragen und Forschen der Geschwister wollte aber kein Ende nehmen, als Helene einige Andeutungen über ihre soeben erlebten seltsamen Abenteuer fallen ließ, bis die Tante sie mit den ernstesten Worten unterbrach:

„Laß das jetzt, Helene, Du bist drei Tage lang sehr krank gewesen und hast im Fieber Phantasien gehabt.“

„Aber Tante, das kann sie doch sich nicht bloß einbilden, daß sie jetzt völlig angekleidet auf ihrem Bett lag!“ rief Alfred, der selbst nicht wußte, was er glauben sollte.

„Nun, denn muß sie noch halb im Traum gewesen sein, als sie mich vor einer Stunde bat sie anzukleiden; als sie fertig war, warf sie sich allerdings noch einen Augenblick auf ihr Bett zurück,“ brummte die alte Haushälterin, welche den Augenblick eintrat.

Helene war wie verwirrt — sollte sie wirklich alle die seltsamen Erlebnisse nur in Fieberphantasien durchgemacht haben? — unmöglich, und doch wieder . . . sie wußte selbst nicht mehr, was sie davon denken sollte und nahm sich vor, so wenig wie möglich darüber zu sprechen.

Ein sonderbarer Umstand ereignete sich aber noch diesen Nachmittag, der Helenen viel Gedanken machte.

Es erschien nämlich derselbe Mann im braunen Rock und grauen Filzhut, den sie vom Thurm des Schlosses gesehen, und meldete sich bei der Tante als ein erfahrener Mechanikus, der bereit sei, die verdorbene Spieluhr wieder in Ordnung zu bringen.

„Ah, Herr Liebmann, Sie sind es!? ich hatte kaum gehofft, daß Sie schon so bald kommen würden!“ rief die Tante erfreut und führte den Fremden in ihr Boudoir.

Die neugierige Kinderschaar drängte sich bald hinter ihnen in's Zimmer, nur Helene blieb scheu zurück.

„O Helene, komm und sieh Dir die Merkwürdigkeit an! Herr Liebmann klopfte nur ein wenig, da kamen alle Püppchen, die spurlos verschwunden gewesen waren, wieder zum Vorschein und nun wird eine jede einzeln an Draht befestigt!“ rief Alfred athemlos seiner Schwester zu.

Helene aber schüttelte den Kopf und blieb im Gartensaal bei dem Onkel; sie hatte ja das Schloß so gründlich kennen gelernt, daß sie kein Verlangen darnach trug, es sich von Neuem anzusehen.

Der Onkel, welcher sie schon eine Weile beobachtet hatte, legte seine Zeitung aus der Hand und zog sie an sich.

„Was fehlt Dir, meine Kleine?“ fragte er freundlich, „fühlst Du Dich noch krank? Du bist ja gar nicht mehr unsere lustige Salome.“

Helenens Augen füllten sich mit Thränen.

„Ach, lieber Onkel,“ sagte sie, sich an ihn schmiegend, „ich verdiene Eure Güte nicht, ich habe ja das kleine Schloß entzwei gemacht und dann Euch durch mein unbesonnenes Fortlaufen so in Sorge gebracht.“

„Außerdem,“ fügte sie nach einer Pause leise und zögernd hinzu, „muß ich noch immer an die schauerlichen und merkwürdigen Dinge denken, die ich in den letzten Tagen erlebte.“

Der Onkel legte rasch seine Hand auf ihren Mund.

„Bist, liebes Kind, sprich nicht davon und denke so wenig wie möglich daran, ich sehe, Du warst kränker als wir glaubten, und die Fieberphantasien, die Dich beunruhigt haben, erscheinen Dir nun als Wirklichkeit,“ sagte er beschwichtigend.

Schon nach wenigen Tagen aber gewann Helenens leichter fröhlicher Sinn wieder die Oberhand, sie wurde zur Freude der Andern wieder die kleine lustige Salome, die den ganzen Tag jubelte, sang und in munteren Sätzen im Park umhersprang; dennoch vergaß sie die unter den Puppen empfangenen Lehren nie, und als sie nach Hause zurückkehrte, das Schulleben mit seinen Pflichten wieder begann, da bemerkten die Eltern zu ihrer großen Freude, daß ihre kleine Tochter mit Ernst und Eifer gegen ihre Fehler an-



kämpfte. Sie lernte fortan ihre Aufgaben mit großer Sorgfalt und Treue, und in der Handarbeit hatte sie, zum Staunen ihrer Lehrerin, eine seltene Geschicklichkeit erlangt.

Helenens erster Gang, als sie daheim wieder in die wohlbekannten vertrauten Räume trat, war nach der Kinderstube, wo in einem Winkel gewöhnlich ihre und Emma's Puppe auf kleinen Korbstühlen saßen. Sie war, nach den Erfahrungen, die sie mit Emma's Wackspuppe und ihrer Amalie gemacht, nicht überrascht, als sie

diese Beiden nirgends finden konnte, im Gegentheil, sie fühlte sich bei dieser Entdeckung wie von schwerer Last befreit, da sie niemals ganz die Scheu vor diesen, ihr so feindlich gesinnten Wesen hätte überwinden können. Als die Mama aber später ihren Koffer auspackte, überreichte sie einem jeden kleinen Mädchen die schönste Puppe, die sie je gesehen, welche, obgleich sie in Größe und Gestalt viel Aehnlichkeit mit den verlorenen hatten, dennoch in keiner Weise an diese erinnerten.



### Eine Gruselgeschichte.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Wilhelm Dehm.

Ieder einmal war ich in die alte Heimat nach längerer Abwesenheit gereist, um Eltern und Geschwister mit einem Besuche zu erfreuen. Die wenigen Tage, über die ich verfügen konnte — es waren nur vier — gingen bald vorüber, was bekanntlich bei allem der Fall ist, das uns eine besondere Freude gewährt. Ich mußte an die Rückreise denken. Meine älteste Schwester, damals 13 Jahre alt, begleitete mich, weil sie meine neue Heimat sehen und kennen lernen wollte. Wir machten den acht Stunden langen Weg zu Fuß; denn zu jener Zeit — es mögen jetzt 43 Jahre her sein — ging man mehr, als heut zu Tage, wo es an Verkehrserleichterungen aller Art nicht fehlt und wo man aus Bequemlichkeit, wohl auch aus Sparsamkeitsrücksichten und um die Zeit möglichst auszunützen, das Fahren dem Gehen vorzieht.

Der Tag der Abreise war so schön, wie nur ein Tag im wundervollen Mai sein kann, und alle Gewächse hatten bereits einen Grad der Entwicklung und Vollkommenheit erreicht, der das Auge des sinnigen Beschauers mit Freude und Wonne erfüllen mußte. Der Weg führte uns durch eine reich gesegnete Landschaft — zuerst an Weinbergen und Obstgärten vorbei, später abwechselnd durch blumige Wiesen und üppige Getreidefelder. Das in Lehren hochaufgeschossene Korn machte, vom Winde faust bewegt, fortwährend Komplimente.

Unsere Reise war bisher so vergnügt gewesen, als es bei dem herrlichen Wetter, bei unserer Jugend, bei der schönen Gegend, bei dem vielen Neuen, das ich meiner Schwester zeigte und erklärte, und bei den heiteren Gesprächen zwischen uns nur sein konnte. Da wir manche Viertelstunde unter dem kühlen Schatten eines Baumes ausgeruht und versäumt hatten, so kam der Abend herbei, und wir waren noch  $1\frac{1}{2}$  Stunde von unserem Reiseziel entfernt. Um die versäumte Zeit nachzuholen, marschirten wir tapfer darauf los; aber, wie überhaupt das Versäumte schwer nachzuholen ist, namentlich in Bezug auf die Zeit, so auch hier — es wurde Nacht und wir hatten noch eine gute Stunde zu gehen.

Der Weg, den wir jetzt betraten, war Fahr- und Fußweg zugleich und führte zwischen Kornfeldern hindurch. Auf einmal blitzte es am westlichen Himmel und unsere Aufmerksamkeit wurde durch den hellen Schein auf eine große, weiße Gestalt gelenkt, die sich in einer Entfernung von 200 — 300 Schritten vor uns hart am Wege zeigte. Die Nacht war ziemlich dunkel; allein die Gestalt war so weiß und wurde zudem von den immer häufiger auf einander folgenden Blitzen so scharf beleuchtet, daß sie hell genug aus der Dunkelheit leuchtete, um sie für das zu halten, was sie zu sein schien, nämlich für eine ganz in Weiß gekleidete Frau. In dieser Ansicht wurden wir dadurch noch bestärkt, daß wir beim Leuchten der Blitze Bänder im Winde flattern sahen, die einer Kopfbedeckung anzuze-



hören schienen. Meine Schwester, die sich beim Anblicke der so plötzlich erschienenen Gestalt bereits hinter meinen Rücken zurückgezogen hatte, war nicht mehr zum Weitergehen auf demselben Wege zu bewegen. Mein Vorschlag, daß ich allein zu der räthselhaften Gestalt gehen wolle, fand kein Gehör. Es blieb deshalb nichts anderes übrig, als die Gestalt in einem großen Bogen zu umgehen. Wir ließen sie dabei nicht aus den Augen. Da stand sie hochauferichtet

in ungewöhnlicher Größe, unbeweglich, geisterhaft beleuchtet von den Blitzen des immer näher herankommenden Gewitters.

Obwohl des Weges nicht besonders kundig, kamen wir doch wieder auf denselben und hatten nun die weiße Gestalt ungefähr so weit hinter uns, als wir sie vorher vor uns hatten. Meine Schwester eilte mir nun wieder voraus, weil ihr das angemessener erschien. Nachdem ich bei ihr noch einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, die geheimnißvolle Erscheinung einer näheren Besichtigung zu unterwerfen, schritten wir, angetrieben von dem immer näher kommenden Gewitter, so schnell wir konnten, dem Dorfe zu, dessen Lichter uns aus dem Dunkel der Nacht hoffnungsvoll entgegen leuchteten. Beim Eintritt in dasselbe fielen die ersten Regentropfen, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag erfolgte — das Gewitter war da. Aufgeregt und erhitzt betraten wir das Wirthshaus, wo übernachtet werden sollte; denn bei diesem Wetter und der damit verbundenen nächtlichen Dunkelheit konnten wir das Ziel unserer Reise heute nicht mehr erreichen. (Schluß folgt.)



Eines Abends, als Peter mit mehreren Ritters in der Trinkstube des väterlichen Schlosses saß und von allerlei ritterlichen Unternehmungen und Landesaufzügen gesprochen wurde, war auch ein Edelmann zugegen, der so eben aus dem Lande Italia gekommen war. Dieser hatte längere Zeit am Hofe des Königs von Neapel gelebt und konnte des Lobens gar nicht müde werden, wie herrlich dort das Leben wäre und wie die einzige Tochter des Königs, die Prinzessin Magelone, die schönste Jungfrau auf dem ganzen Erdenrund sei. Solcher Bericht

## Magelone.

Von E. Bier.

ie schöne, im Süden Frankreichs gelegene Landschaft Provence wurde ehemals von reichen und mächtigen Grafen beherrscht. Einer derselben hatte nur einen einzigen Sohn, Namens Peter, den seine Eltern über Alles liebten, weil er ebenso kindlich gehorsam als klug und tapfer war. Gott hatte ihm außerdem ein schönes Antlitz sowie einen herrlichen Wuchs gegeben.

ging dem Peter sehr zu Herzen, denn schon längst hatte er sich darnach gesehnt, Land und Leute in der Fremde kennen zu lernen. Eines Tages trat er deshalb vor seine Eltern und bat dieselben um die Erlaubniß, eine längere Reise machen zu dürfen, damit er größere Erfahrung und Kenntnisse gewinne. Mit schwerem Herzen gaben die Eltern zu solchem Vorhaben ihre Einwilligung, war es doch der einzige Sohn, den sie von sich lassen sollten. Als es dann an's Abschiednehmen ging, vermahnten beide, Vater und Mutter, den Scheidenden, fromm und gott-



getreu zu bleiben und womöglich recht bald zurückzuführen. Von seinem Vater hatte Peter mancherlei Kostbarkeiten und stattliche Waffen erhalten, war auch reichlich mit Geld versehen worden, von der Mutter aber empfing er drei Ringe, von denen der eine immer kostbarer als der andere war.

Nur von einem Knappen begleitet ritt Peter, der nur als fahrender Ritter und nicht als der Sohn eines regierenden Grafen auftreten wollte, fort und schlug den Weg gen Neapel ein.

Als er dort ankam, waren gerade große und festliche Turniere angesagt. Das war so ganz nach Peters Wunsche, denn er gedachte an den Wettkämpfen theilzunehmen und sich dabei einen Preis zu erringen. Nachdem Peter in einer einfachen Herberge Quartier gemacht hatte, ließ er auf der Decke seines Pferdes, sowie auf dem Helme je zwei silberne Schlüssel anbringen. Dies that er zu Ehren des heiligen Petrus, dessen Namen er trug. Von nun an nannte er sich nur den Ritter mit den silbernen Schlüsseln.

An dem Sonntage, an welchem das erste Turnier stattfinden sollte, ging Peter zur Frühmesse in die Hofkirche. Hier sah er zum ersten Male die Prinzessin Magelone in ihrem Stuhle sitzen, und wie viel auch der fremde Ritter ehemals von deren Liebreiz erzählt hatte, die Prinzessin erschien ihm dennoch weit schöner. (Siehe das Bild.) Am Nachmittage begann das Turnier. Weil Peter als fremder Ritter und ohne seinen Namen zu nennen auftrat, hatte er den letzten Platz unter den Kämpfern eingenommen. Als es dann aber an's Stechen ging, wurde er gar bald der Erste, denn Niemand konnte seinem wuchtigen Speerstoße Stand halten. Jeder bewunderte und pries die Tapferkeit des Ritters mit den silbernen Schlüsseln, insonderheit die Frauen und Jungfrauen, welche den ritterlichen Spielen zusahen. Auch die schöne Magelone interessirte der unbesiegbare Ritter gar sehr. Niemand wußte, wer derselbe war, und schickte deshalb der König einen Herold ab, um Peter nach seinem Namen und Stande zu fragen. Peter antwortete: „Sage dem Könige, Deinem Herrn, er möge mir gnädigst erlauben, daß ich meinen Namen annoch vor ihm verschweige, wozu ein theures Gelübde mich verbindet. Uebrigens bin ich ein armer Ritter aus Frankreich

und steht mein Sinn dahin, einigen Ruhm und Ehre bei Jedermann, sonderlich aber bei edlen Frauen und Jungfrauen zu erwerben.“ Der König begnügte sich mit solcher Antwort, da er wohl vermuthete, daß ein so edler und tapferer Ritter keinen unehrlichen Grund haben könne, seinen Namen zu verschweigen und ließ darauf Peter den Siegespreis überreichen.

Auch in den Turnieren, welche an den folgen-



Ritter Peter erblickt zum ersten Male die schöne Magelone.

den Tagen abgehalten wurden, blieb Peter steter Sieger und die Prinzessin wurde jedesmal ganz roth vor Freude, wenn der stattliche Ritter mit den silbernen Schlüsseln in die Bahn sprengte. Zuletzt wurde Peter gar zur königlichen Tafel geladen und da sein Platz demjenigen der Prinzessin Magelone gegenüber war, so hatte er Gelegenheit sich mit der überaus schönen Jungfrau zu unterhalten, zu welcher er längst eine große Liebe gefaßt hatte. Aber auch der Prinzessin war der überaus tapfere und von Wuchs und Angesicht hochansehnliche Ritter nicht gleichgültig geblieben. Sie theilte dies ihrer Amme unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit mit und sprach gleichzeitig den Wunsch aus, den Namen des jungen Mannes kennen zu lernen. Die Amme, welche ihrer geliebten Prinzessin nichts abschlagen konnte, versprach ihr, zu versuchen, was sie in dieser Hinsicht thun könne.



Am andern Morgen ging die Amme in die Kirche, wo der Ritter mit den silbernen Schlüsseln seine Morgenandacht zu verrichten pflegte. Als sie den Ritter erblickte, kniete sie neben ihm hin, um nach ihrer Gewohnheit zu beten. Als sie fortgehen wollte, erhob sich Peter, und da er bereits wußte, daß sie die Amme der Prinzessin war, rebete er dieselbe an. Im Verlauf der

daß ich Niemand lieber in der Welt, als ihr meinen Namen nennen möchte, aber seit meiner Wegreise von der Heimat habe ich denselben verschwiegen, obgleich mein Geschlecht groß und edel ist.“ Diese Antwort brachte die Amme ihrer geliebten Magelone, die schon sehnlichst darauf gewartet hatte. Den Ring ließ sich die Prinzessin sogleich aushändigen und steckte ihn an ihren Finger, nachdem sie der Amme dafür andere Kostbarkeiten gegeben hatte.

Von nun an hatte die Amme gar viel Botendienste zu thun zwischen dem Ritter und der Prinzessin, welche beide einander so zugethan waren, daß sie in dem Gedanken ihr höchstes Glück fanden, einstmals ein Ehepaar zu werden. Durch die Vermittelung der Amme kamen auch der Ritter und Magelone einmal heimlich zusammen. hierbei gelobten sich die Beiden ewige Liebe und Treue, nachdem Peter seinen Namen und Stand offenbart, auch der Prinzessin die beiden übrigen köstlichen Ringe übergeben hatte.

Während aber Peter und Magelone eins geworden waren die Ehe miteinander einzugehen, hatte der König beschlossen, seine Tochter mit Heinrich von Carpona zu vermählen. Als dies der schönen Prinzessin mitgetheilt wurde, gerieth sie in große Betrübniß, da sie dem Graf Peter von Provence ihr Herz bereits verschenkt hatte, auch wohl wußte, wie sehr der Vater gewöhnt war, seine Anordnungen befolgt zu sehen. Bei der nächsten Zusammenkunft offenbarte Magelone ihrem Geliebten Alles und beide beschloßen, mit einander zu entfliehen. Bald nach Mitternacht erschien Peter mit drei starken und



Ritter Peter entführt die schöne Magelone.

Rede und Gegenrede theilte die Amme dem Ritter mit, daß die Prinzessin gar zu gern seinen Namen wissen möchte, auch ließ die Alte durchmerken, wie gern ihre Prinzessin den Ritter von den silbernen Schlüsseln bei Hofe sähe. Darüber war Peter ganz glücklich, denn sein ganzes Sinnen stand nur nach der schönen Magelone. Als bald nahm er einen von den drei Ringen, welche ihm seine Mutter gegeben hatte, schenkte diesen der Amme und sagte: „Vermehlet Eurer Prinzessin,

wohlbeschlagenen Pferden an dem Gartenpfortchen, ohne alle Begleitung, damit Niemand an ihm zum Verräther werden möchte. Das eine Pferd hatte er mit Speise und Getränk und allerlei andern für die Reise nothwendigen Sachen beladen. Auf das verabredete Zeichen eilte Magelone aus ihrem Zimmer herab und nahm nichts mit als ihre nothdürftigsten Sachen und was sie an werthvollem Schmuck, Gold und Silber besaß. (Siehe das Bild.)

(Schluß folgt.)



## Zwei deutsche Kaiser.

Von F. Knauth.

## Kaiser Ferdinand I.

Der zweite Sohn des Erzherzogs Philipp von Oesterreich und Johanna von Castilien, die nachmals in stillen Wahnsinn verfiel, erblickte Ferdinand im Jahre 1503 zu Alcalá de Henares in Neucastilien das Licht der Welt und wurde nach dem frühen Tode des Vaters unter den Augen seines Großvaters mütterlicherseits, Ferdinands des Katholischen bis zu seinem fünfzehnten Jahre sehr sorgfältig erzogen.

Nachdem er bereits beim Tode seines Großvaters väterlicherseits, des Kaisers Maximilian I. († 1519) die österreichischen Länder: das Erzherzogthum Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und Tirol erhalten hatte, vermählte er sich im Jahre 1521 mit Anna, der Tochter des Königs Ladislaw von Ungarn und Böhmen und erlangte daher im Jahre 1526 auch die Krone dieser Länder mit Einschluß von Schlesien und Mähren, die seitdem, Schlesien ausgenommen, unausgesetzt mit Oesterreich

verbunden geblieben sind. — Ohne Kampf ging freilich die Besitznahme von Ungarn, so wenig wie die von Böhmen vor sich. Ja, man kann sagen, daß Ferdinand eigentlich nie zur vollen

Herrschaft über Ungarn gelangte; in Böhmen aber gelang es ihm nur erst nach der Schlacht bei Mühlsberg im Jahre 1547 die aufständischen Unterthanen niederzuwerfen, indem er zugleich blutige Rache an ihnen nahm. Der aus dieser Veranlassung in Prag gehaltene Reichstag pflegt daher der blutige genannt zu werden.

Seit dem Jahre 1531 vertrat Ferdinand seinen Bruder, den deutschen Kaiser Karl V. während dessen Abwesenheit

im Reiche. So kam es, daß er eine große Zahl von Reichstagen leitete, bis er nach der Abdankung des Bruders im Jahre 1556 als „ein milder, wohlbedenkender Mann“ ohne Widerspruch als Kaiser anerkannt wurde. Nur Papst Paul IV. versuchte Einspruch zu erheben: ohne seine Zustimmung dürfe weder Karl V. abdanken, noch Ferdinand die Kaiserkrone erhalten. Allein selbst die katholischen Fürsten des Reiches fanden diesen



Kaiser Ferdinand I.



Anspruch des Papstes lächerlich und forderten Ferdinand auf, die Unabhängigkeit der Krone vom päpstlichen Stuhl aufrecht zu erhalten. Selbst, der Kanzler des Kaisers, wies in Folge hiervon, obwohl er streng katholisch war, in einem ausführlichen Gutachten das Unpassende der päpstlichen Forderung nach, weil die Macht des Papstes vernichtet, die Ehrfurcht vor demselben zerstört sei und der Bann desselben jetzt Lachen statt Schrecken erzeuge.

Kaiser Ferdinand folgte dem Begehr der Fürsten und seitdem ward eine Krönung durch den Papst nicht mehr für nothwendig gehalten, überhaupt ein Recht desselben zur Bestätigung einer Kaiserwahl entschieden verneint.

Nach Karls V. Tode (1558) wurde Ferdinand I. gekrönt, und ein Jahr später berief er seinen ersten Reichstag nach Augsburg. Hier vermittelte er sehr geschickt zwischen den sich arg befehdenden Protestanten und Katholiken, so daß schließlich an den Religionsverhältnissen nichts geändert wurde. Dagegen gelang es ihm nicht, weder jetzt in Augsburg noch ein Jahr später in Speyer dem von den Russen schwer bedrängten Liefland nebst Kurland und Esthland Hilfe zu senden, so daß sich diese Provinzen an Polen, bezugsweise an Schweden ergaben, um Schutz gegen den Czar Iwan II. zu erlangen.

Ebenso blieben die Bisthümer Metz, Toul und Verdun im Besitze der Franzosen: die Ohnmacht des deutschen Kaisers und Reiches war gar zu groß.

Eben unter Ferdinands Regierung hielt aber die Reformation ihren Siegeszug durch Nord- und West-Europa. In Spanien nur durch die blutige Strenge Philipps II. unterdrückt, drang sie in Frankreich ein und pflanzte sich dann nach den Niederlanden, England und Schottland fort, während sie in Schweden, Dänemark und Norwegen sogar schon einige Jahre früher Eingang gefunden hatte.

Kaiser Ferdinand trat diesen Fortschritten des Protestantismus keineswegs entgegen, und es bleibt nur zu beklagen, daß jetzt zumal in Deutschland die bekannten gehässigen Streitigkeiten zwischen Calvinisten und Lutheranern je länger je mehr überhand nahmen. Der Kaiser zeigte wiederholt den redlichsten Willen, diese Wirren zu lösen, aber er erreichte nichts.

rade die Duldsamkeit, welche er im Ganzen gegen die Protestanten bewies, trug wesentlich dazu bei, in der neuen Kirche, seitdem sie keinen Kampf nach außen mehr zu bestehen hatte, den Kampf im Innern zu erzeugen.

Kein Wunder daher, daß Ferdinand, verstimmt durch die immer wachsende Erbitterung der streitenden Parteien, in seinem Testamente seinen Söhnen dringend an's Herz legte, „beständig und beharrlich bei der wahren, alten, christlichen Religion zu bleiben.“ Und warum? Die Gründe waren trüftig. Der Kaiser sagte: „Da die Protestanten nicht einig noch einhellig sind, sondern vielmehr uneinig und getrennt, so kann unmöglich das recht und gut sein, was sie glauben, denn nicht viele, sondern nur einen wahren Glauben gibt es, und deshalb kann der Geist der Wahrheit nicht bei ihnen sein, denn sie selbst möchten nicht leugnen, daß sie getheilt sind in viele Glauben.“

Inzwischen kam das Jahr 1562 heran, in welchem Maximilian, der Sohn Ferdinands, einstimmig zum einstigen Nachfolger des Vaters erkoren ward, der Papst aber, ob auch widerwillig, endlich dem Andringen Ferdinands nachgab, ein neues Konzil nach Trient zu berufen. Bekanntlich verlief aber dasselbe eben so fruitlos, wie die früheren. Ferdinands Vorschläge blieben unberücksichtigt und schließlich sah er denn auch selbst ein, daß eine Vereinigung des römischen Katholicismus mit der deutschen Reformation unmöglich sei.

Obgleich er daher die Tridentiner Beschlüsse annahm, zeigte er sich fortan wo möglich noch milder seinen protestantischen Unterthanen gegenüber, die daher, als er im Jahre 1564 verstarb, sein Andenken in Segen hielten, während er von den Katholiken den Tadel erntete, bei seiner Frömmigkeit nicht glaubenseifrig genug gewesen zu sein.

Die Geschichte zählt ihn den bessern Kaisern Deutschlands zu. Milde und Sanftmuth waren die Grundzüge seines Charakters, offen und besonnen sein Thun und Lassen. In seinem Aeußern lag viel Anmuth und Würde, auch liebte er den Umgang mit geistreichen und unterrichteten Männern.

Seine Gemahlin, ein Muster weiblicher Tugenden, hatte er schon im Jahre 1547 durch



den Tod verloren, und von den sechszehn Kindern, die sie ihm geschenkt, überlebten ihn drei Söhne und zehn Töchter. Der älteste Sohn Maximilian (s. o.) wurde deutscher Kaiser, der zweite, Ferdinand, bekam Tirol und

heirathete die schöne Augsburgerin Philippine Welfer, der dritte, Karl, erbt Steyermark. Die zwei ältesten Töchter gelangten auf Polens Königsthron.

## Irkutsk.

Von F. Eypfer.

(Zu dem Bilde Seite 320.)



Urkutsk ist die Hauptstadt des russischen Generalgouvernements Ostsibirien und liegt am rechten Ufer der Angara, einem Nebenflusse des gewaltigen Jeniseistromes, welcher seine Wasserfluthen dem nördlichen Eismeere zuführt.

Ihren Namen hat die Stadt von dem Flusse Irkut, dem reißenden, 50 Meilen langen Zuflusse der Angara, die dem Baikalsee entspringt. Um's Jahr 1660 legten Kosaken an der Mündung des Irkut eine kleine Festung an und nannten dieselbe Irkutsk. Jetzt hat die Stadt ca. 40000 Einwohner und ist der volkreichste und bedeutendste Ort Ostsibiriens. Irkutsk hat breite, gut gepflasterte Straßen, eine schöne Kathedrale, einige zwanzig andere Gotteshäuser, sechszehn Schulen, darunter ein Gymnasium und ein Seminar, und eine große Menge von Kaufläden. Als Mittelpunkt des Handels zwischen China und Rußland erfreut sich die Stadt eines bedeutenden Wohlstandes. Mit dem Beginn des Winters treffen Tausende von Schlitten mit Thee, Rhabarber und andern Waaren aus China hier ein, auch sammelt sich hier außerdem ein großer Theil der Pelzwaaren an, welche aus Ostsibirien nach dem europäischen Rußland versandt werden, denn Irkutsk ist nicht nur der Mittelpunkt des Handels zwischen China und Rußland, sondern auch der zwischen dem östlichen und westlichen Theile des ungeheuer großen russischen Reiches. (370000 Quadratmeilen, 80 Millionen Einwohner.) Gartenbau und Viehzucht blühen in der Umgegend, trotzdem die mittlere Jahreswärme nur 0 Grad beträgt.

Seiner Lage nach müßte Irkutsk allerdings eine höhergradige mittlere Temperatur aufzuweisen haben, denn es liegt nicht viel mehr nördlich, als unser Leipzig. Je weiter aber ein Ort nach Osten zu gelegen ist, desto mehr herrscht das kontinentale Klima mit seinen zwar heißen Sommern, aber auch bitterkalten Wintern vor. So ist die mittlere Wintertemperatur in Irkutsk etwa 18 Grad, die mittlere Sommervärme beträgt 16 Grad. Der 10 Meilen von der Stadt entfernte, 84 Meilen lange und 2—11 Meilen breite, fischreiche Baikalsee friert regelmäßig schon im November zu, um erst im April wieder aufzutauen; während dieser Zeit dient er für Roß und Mann, Schlitten und Schleifen als beliebte, weil durchweg ebene Straße. Während bei uns das nahe Meer durch vielfache Buchten in und zwischen die Länder einbringt und dadurch die Hitze des Sommers und die Kälte des Winters mindert, begünstigen die ungeheuren, zusammenhängenden Ländermassen des Ostens die stetige Wärme des Sommers und die stabile Kälte des Winters. — Unser Bild zeigt Irkutsk im Winter. Die Tanne rechts ist mit Schnee bedeckt und auf dem beschneiten Wege faust das Dreigespann dahin, um über die zugefrorene Angara den Insassen des Schlittens in die Stadt zu bringen. Auch die beiden Knaben, welche die mit Holz beladene Schleife ziehen, werden denselben Weg nehmen. — Wie weit aber Irkutsk von unserm Deutschland entfernt ist, erhellt daraus, daß wenn in Berlin die Leute um 12 Uhr Mittags zu Tische gehen, die Bewohner von Irkutsk bereits das Abendessen zurichten, da dort die Uhr 6 Minuten nach 6 Uhr Abends zeigt.





## Die verlorene Briefftasche.

Eine Erzählung aus dem Riesengebirge. Von Cäcilie Mülle.

Der Ramm des Riesengebirges lag im hellen Mondschein. Mondhell lag auch die einsame Baude — so werden dort die Wirthsbäuser genannt — am steilen Abhang. Von drinnen hörte man Harfenklänge und lautes, lustiges Singen, lauter erscholl aber noch das Rieseln des Baches und das Fallen seiner Wasser, obwohl er bei Nacht schlief und seine Fluthen sammelte, um sie am nächsten Morgen, wenn die hemmende Schleuse weggezogen war, brausend und tosend zu entsenden.

Ein Bursche saß am Bache und schaute seufzend in die glänzenden, sprühenden Wasser. „Wo steckst Du denn, David?“ rief eine Stimme von drinnen.

„Laß mich, Joseph,“ entgegnete der am Wasser, „hab heute keine Lust zum Singen und Springen.“

„Was ist denn das mit Dir seit einiger Zeit?“ frug der drinnen und kam heraus und auf ihn zu. Der Mond beschien einen großen, kräftigen Burschen, seine Strahlen waren auch hell genug, um des Burschen etwas wilde und rohe Züge zu zeigen.

„David, sag mir einmal ehrlich, was Du hast,“ sagte er und legte zutraulich seinen Arm um des Anderen Schulter. „Ich hab' es gleich gemerkt, daß es mit Dir nicht richtig ist, aber Du sagst einem ja kein Sterbenswort. Ich bin Dein ältester und bester Kamerad immer gewesen, mir mußt Du sagen, was Du hast!“

„Laß mich doch nur gehen,“ sagte David, nicht gerade freundlich, aber Joseph ließ sich nicht abschrecken, er frug und quälte so lange, bis David sich entschloß, ihm die Ursache seines Leides mitzutheilen.

„Paß auf, Bruder, Dir wird's nicht leid sein, mir Deinen Sammer mitzutheilen, denn ich kann Dir sicher helfen. Bin nicht umsonst verrufen, als stünde ich mit unheimlichen Mächten im Bunde, s'ist schon etwas Wahres daran.“

Dem David wurde es wieder ängstlich um's Herz. Er kannte eine Sage von dem Freischützen,

wo auch einer dem andern hatte helfen wollen mit unheimlichen Mächten, aber dabei ihn fast in's Verderben gezogen hatte. Der Joseph war ihm nie so ganz ehrlich vorgekommen, was hatte er nur vor mit ihm? Da fielen ihm aber wieder seine Sorgen ein, und weil dem Unglücklichen jede Rettung willkommen ist, so sollte ihm auch Josephs Hilfe recht sein und er erzählte:

„Sind sechs Wochen her, als drunten in Josephinenhütte ein Herr von mir über den Ramm geführt sein wollte. Es war ein stattlicher Herr mit einer großen, goldenen Uhrkette, sah ganz freundlich aus, hatte auch nicht gar zu viel Gepäck zu tragen, was uns Führern ja gar gut thut. Sagte ihm also zu und wollte nur erst mal daheim mich zurecht machen für die Wanderung und es der Mutter melden. Die Mutter wünschte mir alles Gute auf den Weg und sagte mir, ich sollte dem Fremden wehren den Rübezahl zu oft zu rufen. Weißt's ja selber, Joseph, daß es die Fremden nie lassen können, den Berggeist zu rufen, und wenn wir Führer noch so oft bitten, sie möchten es sein lassen, sie thun es doch.“

„Freilich, freilich,“ murmelte Joseph, „hab' schon manchen Aerger d'rum gehabt, jeder Gelbschnabel brüllt den geheimnißvollen Namen in die Berge und dann gibt's für uns großen Schaden!“

„Also, Joseph, Du meinst wirklich, es schadet uns? Der Berggeist haust noch da tief drinnen und hört es, wenn wir ihn rufen und ärgert sich darüber?“

„Ja freilich,“ sagte Joseph. David konnte nicht sehen, wie er verschmigt lächelte. „Das weißt Du nicht einmal? Ja, er kann gar böse sein, aber auch sehr gut, kann gar viel helfen, erzähl nur weiter?“

„Also wirklich, es gibt einen Rübezahl? Ich habe mir die Zeit her den Kopf zerbrochen, ob er es gewesen, der mir den Schaden zugefügt. Hat ihn denn aber Jemand gesehen?“

„O, wie oft!“ antwortete Joseph mit einem Gefühl, als wenn er ihn alle Tage sähe.

„Also höre. Ich gehe mit dem Herrn und



trage ihm seine Tasche. Er ist gar freundlich und läßt sich allerhand erzählen, und wie ich ihm vom Rübezahl mittheile, was wir Führer darüber wissen, ist er ganz lustig und vergnügt, und kann nicht genug hören. Da fällt's ihm plötzlich ein den Rübezahl zu rufen und er ruft einmal, zweimal. Ich lasse es zu, denn ich freute mich selbst an dem schönen Echo, was von den Bergen kam. Als er aber gar nicht aufhört zu rufen, da denke ich an meine Mutter, die mir gesagt hat, man solle den mächtigen Berggeist nicht ärgern und ich bitte ihn, es nicht mehr zu thun. Hättest ihn aber lachen sehen sollen! Nun, er that's eben erst recht und ich ließ es zu. Einmal war es mir, als wenn ein breiter, schwarzer Schatten über dem Weg läge, und ich konnte mir doch gar nicht denken, woher er kam, denn ich sah gar nichts, was Schatten werfen könnte. Es war mir gruselig, aber der Herr war immer so lustig und guter Dinge, daß ich meine Angst auch wieder vergaß. Am Wege, wo der schmale Pfad hinüber zum Pantschefall führt, stolperte ich einmal und da muß wohl das Unglück passirt sein, das mich so lange nun schon quält. Der schwarze Schatten war Schuld und das Rübezahlrufen!"

"Was passirte Dir denn da?" flüsterte Joseph dringlich.

"Denke nur, als ich am andern Morgen auf der Kuppe seine Sachen aushändigte, da fehlt ihm eine Brieftasche. — Jesus Maria, war ich erschrocken, denn er mußte wohl denken, ich hätte sie ihm genommen. Ich suchte und suchte, konnte sie aber nirgends finden. Ach, war der Herr, der erst so gut war, da zornig, er hat mich so schlecht gemacht, daß ich mir wie der schlechteste Kerl vorkam."

"Was war es denn eigentlich für eine Brieftasche?" frug Joseph und man sah ihm wohl an, wie er sich freute, das Geheimniß herausgelockt zu haben, und daß er sich dabei einen guten Fang dachte.

"Es war eben eine gelbe Tasche mit Geld und Papieren. Auf den Papieren hätte aller-

hand Wichtiges gestanden, schrie er immer, ich sollte ihm seine Papiere wieder schaffen. Um's Geld wäre es ihm nicht zu thun, sagte er, es wären nur lumpige fünfzig Mark. Das kann ich mir aber doch gar nicht denken, daß es einem darum nicht zu thun wäre. Da habe ich ihm denn in meiner Herzensangst versprochen, es



ihm wieder zu schaffen, obwohl ich gar nicht wußte, wie. Er gab mir seine Adresse, er wäre ein Professor, der drunten in Warmbrunn im Bade sei. Bis zum zwanzigsten wäre er da, bis dahin müßte ich es schaffen. Nächsten Donnerstag ist der zwanzigste und ich habe es nicht. Ach Joseph, mir drückt's das Herz ab, aber ich muß meiner Mutter ihre Ruh verkaufen, damit ich das Geld schaffen kann."

"Sei kein Narr, David. Wir lassen uns



vom Rübezahl helfen, und hilft er einmal nicht, so laß Du nur den Herrn abreißen, der läuft Dir nicht um die Brieftasche nach. Komm, es ist eine Vollmondsnacht. Da ist der gestrenge Herr der Berge, Herr Rübezahl, zu sprechen, sehen darfst Du ihn aber nicht, Du mußt mich eine Weile allein lassen mit ihm. Komm mit!"

David wußte nicht, was Joseph vorhatte. Er lief willenlos mit und Beide wanderten eine ziemlich weite Strecke in der Nacht, um an die Stelle zu kommen, wo David damals gestrauchelt war. Der Joseph war aber ein schlechter Bursche. Der wollte einfach wissen, wo die Tasche lag, um am andern Morgen nach ihr zu suchen und sie für sich zu behalten. Den Hokus-pokus machte er nur, um den guten ehrlichen David irre zu leiten, damit er in seiner Aufregung nichts sah und fand.

"Hier ist's," sagte David, "habe mich schon manchesmal nach ihr umgesehen, aber keine Spur entdecken können."

"Wär' es denn möglich, daß Du sie bei Seite geschleudert hättest, so daß sie in den Abgrund gerutscht wäre?" frug der schlaue Joseph.

"Ach ja," sagte David, "einmal mußte ich dem Herrn sein Plaid umschlagen, da schlenkerte meine Tasche. Das war aber nicht hier, das war dort an der Kiefer. Hier war es, wo ich über den schwarzen Schatten gestolpert bin."

"Ja, da muß es hier gewesen sein," sagte Joseph. Er schnunzelte vergnügt in sich hinein, denn er wußte ja nun sicher, daß die Tasche hier jedenfalls in's Rutschen gekommen, und dort an der Kiefer erst herausgefallen war. "Komm David, thue ein Stoßgebetlein, jetzt geht's in den Abgrund."

David's Herz klopfte. Langsam stiegen die Beiden an einer nicht zu steilen Stelle in den finstern Abgrund. Es war ganz still, man hörte kaum einen Nachtvogel. Sie sahen den Mond nicht mehr, so tief waren sie unten.

"Nun ruf einmal," sagte Joseph leise, und schrie danach laut und heiser: "Rübezahl!"

"Rübezahl," rief David. "Rübezahl," hallte es von allen Seiten wieder.

"Rübezahl," rief Joseph mit aller Anstrengung seiner Lunge, David rief es nach und das Echo hallte gespenstisch drein.

"Rübezahl," schrie Joseph zum drittenmal. "Da siehst Du ihn — da steht er," flüsterte er zu David. "Er winkt mir — bleib stehen, ich komme gleich wieder, da, da!" David sah nichts — aber er meinte, er könne ja vor Angst nichts sehen, denn er zitterte vor Grausen und die kalten Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn und klebten seine Haare zusammen. Joseph huschte weg und verschwand im Gebüsch. Einsam und zusammenschauernd stand David allein und horchte auf jedes Geräusch.

Plötzlich ertönte ein furchtbarer Schrei. Was war das. "David, David," rief es ganz deutlich. David blieb erst wie erstarrt stehen, dann aber erkannte er Josephs Stimme.

"Wo bist Du denn?"

"Hier, hier, komm mir zu Hilfe. Ich glaube ich habe den Arm gebrochen."

Da eilte David rasch hin und sah Joseph am Boden liegen.

"Da, der verdammte Stein trug mich nicht," stöhnte er, "er rutschte und ich bin auf einen Felsblock geschleudert worden." David sah nach dem verhängnisvollen Stein — was flimmerte denn da Blankes? Das sah aus wie ein metallenes Schloßchen. Er griff danach, und siehe da, es war die verlorene Brieftasche!

"Da ist sie, ich habe sie," jubelte David und barg sie sorgsam in der Soppe.

"Ist mir jetzt Alles eins! Sieh nur zu, daß Du mich nach der Baude schleppst!"

"Aber wo ist denn Rübezahl?" frug David.

"Ach laß ihn laufen — o mein Arm, mein Arm. Solche Schmerzen! Brauchst doch nicht Alles zu glauben, dummer Kerl!"

Gar langsam und mühselig schleppte David den Joseph hinauf und brachte ihn in der Baude unter. Es war viel Hin- und Herlaufen und Gefrage, aber keiner von Beiden hatte Lust zu erzählen, wie es gekommen.

"Morgen gehe ich nach Warmbrunn und hole Dir einen Arzt," tröstete David.

Am andern Tage ging er nun wirklich hinunter. Der fremde Herr war noch da. Er begrüßte den David ganz freundlich und war ganz glücklich, als er die Tasche wieder hatte.

"Weißt Du," sagte er zu David, "ich war droben auf der Koppe so heftig gegen Dich, daß



es mir jetzt leid thut. Aber wenn man alles, was man auf seiner Reise an Studien gesammelt hat, verloren geben muß, so ist man gar unglücklich. Du verstehst das nicht so recht. Deinen Funderlohn mußt Du aber doch bekommen," und er schüttete das ganze Geld aus der Brieftasche in Davids Mütze. David war ganz sprachlos vor Glück, dann aber wurde er um so bereiteter, und er erzählte dem guten Herrn seinen

Kummer und Josephs Hilfe und die ganze Geschichte da im Abgrund am Wasserfall.

"Höre mal, lieber David, ich glaube jetzt auch an Rübezahl," sagte er und lächelte fein. "Der war sicher im Spiel und Du hast es nur nicht gemerkt. Wir wollen ihm dankbar sein, ich für die Notizen, Du für's Geld und der Joseph für seinen Armbruch!"

### Gehascht!

(Zu dem Bilde Seite 305.)

Warte, jetzt fang' ich Dich, Ella, hasch! hasch! Mein, wie entschlüpft sie mir immer so rasch, Wie ist das Mädel gewandt und geschwind, Fliegt durch die Stuben wie lustiger Wind.

Halt, halt, da hab' ich ein Zipfelfchen doch, Hebe mein ganzes Klein-Schwesterchen hoch, Lasse sie nicht eher wieder herab Bis ich von ihr ein Lösegeld hab'.

Schau mir so ängstlich d'rein und gar so trüb, Hat mich mein Schwesterchen gar nicht mehr lieb? Nun, die Strafe wird nicht gar so groß, Lasse Dich kleinen Hasen gleich los.

Meinst wohl, ich will einen Beutel voll Geld! Ei, da wär' ich ein trauriger Held; Ritter, die werben um süßeren Sold, Machen sich gar nichts aus Silber und Gold.

Weißt Du nun, Herzchen, was ich von Dir will?  
Halte Dein rothes Mündchen mal still,  
Gib mir den süßesten Kuß von der Welt, —  
So, nun springe, wohin Dir's gefällt!

### Ein arges Mißverständnis.

Von E. Lausch.

Als wir den letzten Krieg mit den Franzosen hatten, haben wir diese Herren Gott Lob nicht anders, als Gefangene in unserm Lande gesehen. Siebzig und einige Jahre früher aber, als der erste Napoleon an ihrer Spitze stand, da sind sie keck und übermüthig in unserm Lande gewesen und haben's mitunter toll getrieben.

So kamen auch einmal zwei französische Soldaten zu einem Bauer in's Quartier, der von ihrem Französisch, das sie sprachen, kein Wort verstand. Mit Geberden und Handzeichen fragte er sie, was die Herren zu essen wünschten. Sie antworteten: „Bauer, brat poule! brat poule!“ Dieser wußte aber nicht, daß poule ein Huhn bedeute. Er kam zu seiner Frau und sagte: „Die Kerle wollen unsern Pudel gebraten haben, das gute Thier dauert mich aber, wir

wollen ihnen dafür unsern Spitz schlachten und braten.“ Gesagt, gethan. Als die Mahlzeit aber bereitet war, warfen die Herren Franzosen den Hundebraten fluchend zum Fenster hinaus und riefen immerfort: „Nix Bauer, brat poule!“ Da kam der Bauer ganz erschrocken zu seiner Frau in die Küche und sagte: „Ach, denke Dir nur, die Malefizkerls haben es doch gemerkt, daß wir den alten Spitz gebraten haben; sie wollen aber durchaus den Pudel!“ So mußte denn das gute Thier auch noch d'ran glauben. Was erhielt nun aber die Bauersfamilie für ihre Mühe und Opfer, welche sie ihren Gästen gebracht hatte? Nichts — als eine Tracht tüchtige Prügel; denn die Franzosen waren durch den Pudelbraten keineswegs zufrieden gestellt.





Irkutsk. (Siehe Seite 315.)

**Geographische Räthsel.**

Von H. Heyer.

1.

Sag' ich vor einen Nebenfluß  
Der Donau blau und schön,  
Sofort wird dann ein Dichterst  
Vor Deinem Geiste stehn.

2.

Sag' an, bei welchem deutschen Fluß  
Man wohl auch denkt an starken Guß,  
Sowie, lieft man ihn drauf von hinten,  
An Menschen, in Afrika zu finden.

3.

Gies vorwärts oder rückwärts mich  
Und immer wird ergeben sich  
Ein Nebenfluß im wälschen Land,  
Durch eine Gothen Schlacht bekannt.

4.

Zu Anfang ein U,  
Fließ ich der Ostsee zu.

Zu Anfang ein D,  
Komm' vom Gebirg' ich, wo  
Man als Farbstoff mich gewinnt.  
Nun rathe schnell, mein liebes Kind!

5.

Die Erste als Vogel gar hoch oft fliegt,  
Als Fluß durchheilt sie manch' Zweite.  
In der Schweiz das Ganze an der Ersten  
liegt  
Und zwar auf der rechten Seite.

**Aufgabe.**

Von M. Eist.

- 1, 2, 3, 4 eine Stadt in Niederösterreich.  
5, 6, 4, 7, 8 ihr Hauptfluß.  
9, 6, 10, 3 eine beliebte Blume.  
6, 9, 5, 3, 4 eine Auszeichnung.  
11, 6, 3, 9, 4, 3, 9 ein deutscher Dichter.

Auflösung des Räthfels in Nr. 18:  
Leonidas — Napoleon I. und III.

Auflösungen der Geographischen Räthfel in Nr. 18:  
1. Ofen. 2. Rhein, Rhön. 3. Gent, Genf.